

UMSCHAU

Spaniens Madame Bovary?

Ein Jahrhundert nach dem Erstdruck in Barcelona kam 1984 einer der großen spanischen Romane nach Deutschland: „Die Präsidentin“ (La Regenta) von Clarín¹. Allerdings brachte ihn schon 1971 der Verlag Der Morgen (Ostberlin), und er wurde nun im Westen samt Nachwort übernommen. Es gab Stimmen der Erleichterung, daß dieses große Romanwerk nun allen zugänglich wurde. Mario Vargas Llosa, der bekannte peruanische Romaner und ehemalige Präsident des internationalen PEN-Clubs, feierte die „Präsidentin“ als „besten spanischen Roman des 19. Jahrhunderts“, eine Feststellung, wogegen nichts einzuwenden sein dürfte. Bedenklicher die kühne Behauptung, es handle sich um den „wichtigsten spanischen Roman nach dem Don Quijote“. Denn diese Hochwertung könnte auch Werke von Claríns Lehrmeister Pérez Galdós oder seines Schülers Pérez de Ayala, die auch übersetzt sind, betreffen.

Merkwürdig ist schon die späte Entdeckung dieses gewichtigen Erzählwerks, wichtig in vielerlei Hinsicht. Als im März 1984 in Barcelona 14 Gelehrte aus Europa und Nordamerika sich zu einem Symposium über Clarín trafen und seine langanhaltende Obskurität zu erhellen suchten, kam auch zur Sprache, daß es in den dafür besser ausgestatteten USA zweier Anläufe bedurft hatte, bis endlich in den 80er Jahren die nordamerikanische Version der Präsidentin beim zweiten Versuch (der erste blieb ungedruckt) herauskam. Habent sua fata libelli. Politische und weltanschauliche Motive erschwerten Kenntnis und Nachwirkung des Romans auch in seinem Heimatland auf Jahrzehnte. Dazu war ihm die Buchkritik früher lange nicht so gewogen wie heute die Wissenschaft. Vor 1900 tadelte man den Autor als langatmigen, zu minutiösen Darsteller. Man verstieg sich sogar zu Ausfällen, Clarín sei ein „zänkischer Mistkäfer“. „Ansammlung von Obszönität, Vulgarität und Zynismus“ schalt man das Buch. Das gehört schon zur innerspanischen Polemik zwischen Konservativen und Liberalen.

Wer steht eigentlich hinter dem Pseudonym „Clarín“, das heißt Hornist? Ein in Nordspanien gebürtiger, in der asturischen Hauptstadt Oviedo lebender Universitätsprofessor für römisches Recht namens Leopoldo Alas (1852–1901), verheiratet, drei Kinder. Er hatte vergeblich versucht, sich in Madrid einen Lehrstuhl zu sichern, wirkte dann als gefürchteter Literaturkritiker aus der Ferne der Provinz in hauptstädtischen Zeitschriften. Er wurde ein Ovieder wider Willen, hieß diesen „einzigen Misthaufen“ (so im Roman das Urteil einer Hauptperson) schonender „Vetusta“ (die alte Gebrechliche). Drei Jahre schrieb der einzelgängerische Menschenbeobachter an diesem (im Spanischen zweibändigen) Roman, der rasch nach Auslieferung zum Skandalbuch auf langhein wurde.

Der Mief und die monotone Langeweile von großtuerischen „Hinterwäldlern“, die ängstlich bald nach Madrid, bald sogar nach Paris schielten, fanden in Clarín den bissigsten Ankläger. Wie der Winterregen alles Schein-Leben der sogenannten Gesellschaft erlöschen läßt und die Flucht ins Kasino zum Karten- und Billardspiel allein noch übrigläßt, wie im Sommer Abendpromenaden oder nahe Strandabenteuer an der Biscaya zum alleinigen Lebensinhalt verkommen, solches Treiben wird exakt registriert. Schmarotzer, Schwindler und Schürzenjäger scheinen die Creme der Stadt zu verkörpern. 1874 hatten realistische Patrioten der ersten spanischen Republik von Utopisten und Bankrotteuren ein Ende bereitet. Darauf folgte eine pseudodemokratische Monarchie, die mit gekauften oder erschwindelten Wahlstimmen ein konservativ-liberales Einverständnis vorspiegelte bei provinzieller Herrschaft der Dorfbürgermeister (caciquismo). Zu diesem grauen Gemisch gehören noch eine Unzahl weiterer dunkler Farben, um das „mit kritischer Bosheit gezeichnete Porträt einer Provinzstadt“ (K. A. Horst, einer der wenigen wirklichen Kenner Claríns hierzulande) abzurunden.

Im Roman wird Oviedo-Vetusta zum Kosmos von Plätzen und Straßen. Da spiegelt sich das Leben offensichtlich an der Oberfläche und am Rand ab wie heute noch in Spanien: bei den abendlichen Corsos als der regulären Begegnung der Jugend und der Geschlechter, von Society und Klerus. Denn Vetusta, schon Römerstadt, dann Sitz der Gotenkönige, ist auch Erzbistumsmitte. Prachtige alte Kirchen schmücken es laut Baedeker. Solches zu werten, liegt nicht in Claríns Kunstverständnis. Im Kircheninneren werden von ihm Hochämter, Rosenkranz und Novenen neutral vermerkt, nur um dabei die Menschen bei ständigen Abschweifungen zu ertappen.

Der „stinkende Weihwasserwedel“, am meisten in Aktion in der Fastenzeit, wenn „die Jesuitenmissionare wie ein Hagelschauer über die Stadt hinwegziehen“, wird nicht übersehen. Da blüht, nicht nur im verborgenen, der im 19. Jahrhundert so verlachte »Köhlerglaube«, neben ihm unwahrhaftige Frömmigkeit, und das alte Nest wird zu einer „Handvoll Schlamm“. Das Vielerlei an Laienbruderschaften bündelt Clarín zu „einer frommen Streitmacht“, die jederzeit übers „heilige Feuer übler Nachrede“ verfügt. Am bedauerlichsten von allen Opfern dünken ihm jedoch die Seminaristen, die „Maschinen zur Herstellung religiöser Gefühle, Rekruten einer Zwangsaushebung des Hungers und der Faulenzerei, von der Zwangsvorstellung der Langeweile besessen“ zu sein scheinen. Das einige Proben seiner kontinuierlichen Ausfälle.

Lassen wir es genug sein der gesammelten Zwänge und Anklagen, des grimmigen Spottes. Die Kirche des 19. Jahrhunderts war sicherlich im allgemeinen formalistischer, traditionsbezogener und darum festgefahrener, somit steifer und strenger als irgendwo in unserem progressiven Jahrhundert – und das nicht nur auf der Halbinsel hinter den Pyrenäen. In diesem Roman hat nun ein fanatischer Freidenker sich zum erhabenen Sittenrichter, ja zum Strafrichter über alle aufgeschwungen, führt einen Rachefeldzug im nachhinein, nachdem die Republik als ihr Programm schlicht und deutlich versagt hatte. Verbitterung schäumt auf, weil man zehn Jahre Restauration inzwischen hatte ertragen müssen, zuerst staatlich und dann auch kirchlich abgesichert.

Professor Dr. Don Leopoldo Alas y Ureña, so

mit dem ganzen klingenden Doppelnamen von Vater und Mutter her, war ein typisches Produkt des „Crausismo“, jenes merkwürdigen Ablegers der kantischen Philosophie, dem allein in Spanien Einflußnahme gelang. Karl Christian Friedrich Krause (1781–1832), als Privatdozent in Heidelberg und München lehrend, vermischte mit dem Rationalismus des Erzvaters Kant den romantischen Pantheismus der Fichte und Schelling. Seine nebulöse romantische Spätgeburt wurde durch spanische Gaststudenten, spätere Professoren und Schriftsteller, in deren Heimat getragen und zur neuen, ungetarnt antikirchlichen, bindingslosen Gelehrtenreligion erhoben.

In dieser elitär-idealistischen Weltanschauung war der asturische Professor-Romancier völlig daheim. Die Nachklänge der literarischen Romantik in Vetusta sind für ihn überholt, komisch und bedauerlich. Wer in die Kirche geht, ist Opfer eines vagen „Mystizismus“ von der Art der heiligen Teresa von Avila oder des Thomas von Kempen. Claríns Wortführer im Kasino sind da um einiges gescheiter und weiter als selbst Krause. Sie schwören auf Strauß und Renan, auf Büchners „Stoff und Kraft“, auf Virchow und Moleschott, die deutschen Vorbilder von Tübingen und Göttingen mit deren Theologiekritik.

Außerhalb der freigeistigen Kasinos war man schon zurückhaltender, denn „auf den Straßen atmete man nur Religion“. Und das nicht nur zur Advents-, Weihnachts-, Fasten- und Osterzeit. Nur einer trug seinen Abscheu kämpferisch zur Schau, und der bekehrte sich, durch Visionen erschüttert, noch auf dem Sterbebett, Don Pompeyo, Vetustas reumütiger Renommier-Atheist. Für Progressive war Vetusta somit ein recht undankbares Pflaster. Kein Wunder, wo es dort Bruderschaften, Orden und Klöster in Überzahl gab. Aber jeder Hauch echter, gar innerlicher Frömmigkeit fehlte – in den Augen Claríns. Zum Beispiel in der Bischofskathedrale wird vom Domkapitel das Chorgebet abstoßend und gleichgültig „unter Gähnen“ heruntergeleiert. Nichts als eine widrige Pflichtübung, die hernach in der Sakristei in lästerlichen Stadtklatsch mündet.

Nur eine überzeugend positive Gestalt ist beim Klerus anzutreffen, der gütige, aber intellektuell mittelmäßige Bischof, nur Wachs in den Händen des ehrgeizigen, machthungrigen, als Prediger

geschliffeneren und außerdem sehr männlich wirkenden, stets eleganten Generalvikars Don Fermín de Pas. Er ist die zentrale Figur des Romans, nicht die titelgebende Gerichtspräsidentin Ana Ozores. Auch im Nachwort wird ihm vom literarisch sehr kundigen, als Romancier, Historiker und Übersetzer mehrfach ausgewiesenen Spaniendeutschen Fries die Rolle des eigentlichen „Gegenspielers des Autors“ zugestanden.

Das heißt, der Freidenker setzt sich kritisch und überlegen auseinander mit dem markantesten Repräsentanten der Kirche. Bei Don Fermín dominieren unverkennbar die negativen Attribute. Während sich im Kasino die halbgebildeten Freigeister dreist ihres deutschen Philosophen-Imports rühmen, wird beim Generalvikar keinerlei „innere Aufrüstung“ vermeldet. Keine Bibelnähe, kein Breviergebet, nichts von Spiritualität genehmigt ihm Clarín, nichts von Donoso Cortés oder Balmes, den konservativen Stimmführern in der spanischen Geisteswelt jener Zeit. Beredsamkeit auf der Kanzel und geheime Macht im Beichtstuhl, „Abreibungen“ (sic) für den von ihm beherrschten Bischof und administratives Geschick machen den Generalvikar zum offenkundigen Regenten in Stadt und Bistum. Im häufig angewandten, den Autor zum Allwissenden erhöhenden „inneren Monolog“ gehabt de Pas sich bereits wie ein künftiger Primas von Spanien, ausspähend nach erträumter Macht und Geltung in Rom. Ein geistlicher Pizarro, mustert er vom Turm aus seine Stadt mit dem Teleskop – wie ein Voyeur, so schon vorgestellt in der unerquicklichen Eingangsszene des Romans. Später wird Don Fermín zum nächtlichen Lauscher bei den bösen, ihm geltenden Tiraden feindseliger Trunkenbolde. Und dieser heimliche Herr über Vetusta ist wieder gänzlich abhängig von seiner den Aufstieg planenden und betreibenden Mutter, deren Lebensinhalt als Witwe dieser einzige Sohn ist, für den sie eiskalt wuchert und, Ärgernis im Lande, Geld scheffelt.

Bei den Angriffen des Mobs auf den Geistlichen genehmigt sich Clarín allerdings einen Ausfall, der ihn selbst – heute, mit modernem Urteil – als „Antipatrioten“ und Geschichtsklitterer entlarvt. Ein trunkener Nachtschwärmer schilt Fermín de Pas lauthals: „Spitzbube, Lump, Philipp II.“, eine Ansammlung des Grobianismus und öder

vergängerer Aufklärungshysterie. Die historischen Vorurteile jener Menschheitsverbesserer sind ja von der objektiven Forschung längst widerlegt worden, Spaniens tragischer großer König wurde inzwischen rehabilitiert, auch wenn Fries aus der DDR Philipp in den 20 Seiten (sonst gewissenhaft erstellten) Anmerkungen immer noch als „Inbegriff der Unterdrückung und des Obskurantismus“ abwerten will. Hier artikuliert sich gegenwärtige politische Mentalität, außerdem unecht als historisierende Nachttirade eines primitiven Trunkenbolds.

Nun hat der dickleibige Roman mit seinen sehr umfangreichen Dialogen, diese schlagfertig-kurzphrasig und bildungsseicht in einem, eine Titelgeberin. Das Opus verläuft nämlich in zwei Handlungssträngen, dem des streberischen Generalvikars und jenem der schönen Gerichtspräsidentengattin. Es war nicht nur ein mögliches Schielen auf maskuline Neugier, wenn eine Frau dem Buch ihren attraktiveren gesellschaftlichen Namen lieh. Frauen sind nun einmal charakterlich in der Regel spannungsreicher, begründet in emotional-ideeller Paarung und sich so als Konfliktbasis anbietend. Sie verlocken oder verführen zu Spiel und Kampf der Geschlechter, was man schon immer auszunutzen verstand beim schreibenden Handwerk.

Im Roman wird uns diese Frau so vorgestellt: ungewöhnlich schön, aber mit einer für den altingesessenen Stadtadel von Vetusta anrühigen Herkunft, früh in eine Versorgungsehe flüchtend, gebunden darin an eine zwar respektierte, aber erotisch ungenügende Vaterfigur; deshalb unbefriedigt und gelangweilt. Sie macht viele Phasen der Entwicklung durch: vom frühen Plan ins Kloster zu gehen, als unerfüllte Gattin dann sich in einen christlichen Mystizismus träumend (das ist ihr Lieblingstreiben aufgrund geistiger Überforderung in ihrer Lektüre; sogar bis zu Santa Teresa von Avila wagt sie sich vor).

Der begehrteste Beichtvater des Kapitels, der Generalvikar, schätzt es sich zur Ehre, die Paradedame der Stadt innerlich an sich zu binden. Der ältere „Seelenbruder“ verliebt sich dabei in sie und sieht in ihr sogar seine – nicht besessene, aber ihm zustehende – Frau, die ihm aber zu guter Letzt „untreu“ wird. Sie ging zwar, einmalige Sensation für die gaffende Stadt, barfuß in violettem Buß-

kleid als Nazarenerin in der Karfreitagsprozession mit. Aber ihr „Mystizismus“ hält nicht durch. Zur Gesundung der nervenleidenden, oft kränkelnden, rundum bewunderten und dann wieder eifersüchtig verfolgten Dame macht sie samt Ehemann eine Art Kur auf dem Lande. Die religiöse Skrupulantin ändert sich, wird zur Rousseauistin, die als lebensvolles, natürliches Weib dem stadtbekannten Schönling, einem perfekten Don Juan, Don Alvaro, langsam verfällt. Ihr Gatte stirbt im Duell, der Liebhaber verläßt Doña Ana und flieht nach Madrid.

Gipfel ihrer Tragödie: Der einstige Seelenfreund und verehrte, auch geliebte Don Fermín verstößt sie ebenfalls in seiner Rolle als enttäuschter Verehrer. In seiner Mannesehre verletzt, weigert er Ana Ozores, was seines Amtes: die Beichte, die Absolution und damit die Chance, gereinigt und innerlich beruhigt zu werden. Don Fermín endet somit als Priesterkarikatur. Sra. Ozores bleibt in der Welt, allein und krank, von der Gesellschaft verstoßen und sogar von der Kirche aufgegeben. – Ein negatives, tragizistisches Schlußbild: Ana liegt verzweifelt, ohnmächtig in der dunklen Domkapelle vor den Altarstufen. Der Generalvikar, für den die „Religion... ganz (zur) Vernunft“ schrumpft, ist nur mehr „Schale eines Priesters“.

Clarín traute sich in diesem Roman viel zu als Religionspsychologe, noch mehr als Frauenkenner, war er doch alles andere als ein früher Freud, Jung oder Adler, kein Tiefenpsychologe *avant la lettre*. Ob das kurvenreiche Kippen von der Skrupulantin über die meditative Mysterikerin zur Lasziven so ganz überzeugt? Claríns Expeditionen ins Innere, in die Nachtseiten der Existenz erspüren noch nicht das inzwischen entdeckte Unbewußte, das „Es“. Die Präsidentin lebt ein „Dasein ohne Reiz“, ist zwischen Melancholie und Migräne behaust, damit recht nahe dem Reigen berühmter „trauriger Schwestern der Weltliteratur“. Als da sind Vorläuferinnen wie Flauberts Madame Bovary (1851–1856 entstanden) und Tolstois Anna Karenina (1873–1877 verfaßt). Fries erhebt im Nachwort, angepaßt unserer Zeit, Clarín zu einem der frühen literarischen Feministen, beeindruckt offensichtlich von den Vermutungen, Spekulationen, Tagträumen und Nachttagen der Präsidentin, die doch viel zu

weich, ziel- und energielos gezeichnet ist für eine aktive Feministin. Ana Ozores ist auch nicht stark – oder rabiāt – genug für Selbstmord wie die Französin und die Russin. Sie unterscheidet sich als zart-sensible Vertreterin des Frauentyps im „Männerland“ Spanien von der französischen Arztfrau oder der Aristokratin aus Petersburg in vieler Hinsicht, nicht nur durch ihre Passivität im Unglück.

Julián Marías, heute einer der bekanntesten philosophischen Köpfe Spaniens, noch aus der Schule Ortega y Gasset, Autor auch von literarischen und politischen Schriften, hat den Juristen Alas u. a. wegen seiner Dissertation von 1874 (Das Recht und Moral) auch noch unter die Krausisten eingereiht. Hernach habe sich Alas – schon als Clarín? – gewandelt, sei in eine „eklektisch-spiritualistische Richtung“ eingeschwenkt. Clarín zeige in einem großen Teil seines Werks (vier Romane sollten noch auf „La Regenta“ folgen) „eine lebhaft religiöse Besorgnis“. Nun, wenn dies zuträfe, dann wäre es jedenfalls eine Religion ohne und gegen die Kirche seines Landes. Denn alle Äußerungen von Katholiken werden in diesem Roman kritisiert und ironisiert. Was Clarín in diesem Zusammenhang auch nennt, wird in gleichem Atemzug verurteilt. Der Jurist huldigt auch keinem Naturkult, keiner heterodoxen Glaubensrichtung, am ehesten deutschem pseudophilosophischem Import. Was Clarín in *Vetusta* daneben noch zu erkennen vermag, ist aristokratische und bürgerliche Heuchelei, ist religiöse Falschmünzerei. Im Hirn mehr als im Herzen trägt er als Kontrast die eigentlich doch noch spätromantische „krause Krause-Illusion“. Oder ist ihm die antizölibatäre Lanze, hartnäckig eingelegt, das Hauptanliegen?

Daß einige Soziologen sich so erfreut gebärden über diese bemühte Breitwand-Reportage aus dem Spanien der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, macht doch etwas staunen. Denn zwei ganz maßgebliche Klassen der Oberschicht Oviedos fehlen völlig in diesem Bild. Einmal der Stand, der Alas, dem Dozenten, am vertrautesten sein mußte, die Universitätslehrerschaft mit der Studentenschaft, ihre Spannungen und Spaltungen. Ferner die ihr sozial überlegene Offizierskaste, die in Spanien bis heute sehr einflußreich blieb; auch sie wird völlig ausgespart. Seltsame Abstinenz! Dem

universalen Auftrag, den der tschechische Roman-
cier Milan Kundera (Paris) als Markenzeichen des
europäischen Romans definiert, hat sich Leopoldo
Alas jedenfalls versagt.

Zur Übersetzung von Egon Hartmann ein letz-
tes Wort. Sie gelang fehlerlos und glatt, aber
„Marschen“ und „Katen“ sollte man nicht aus
Norddeutschland nach Asturien verlegen und
auch nicht „Abendmahl“ mit „Kommunion“ lau-
fend gleichsetzen, ist das doch gerade heute öku-
menische Streitfrage. „Raschelndste Unterrö-
cke“, komischer Superlativ schon im 19. Jahrhun-
dert! Und die neue Silbenverkürzung: „ansehn,
herausgehn“ paßt fürs Gedicht, nicht zur Prosa
des Romans. Jedoch muß man die große Überset-
zerleistung als Ganzes anerkennen.

Resümee: Der Titel täuscht, aber lockt be-
stimmt viele. Es handelt sich in der Zielsetzung
nicht um einen einfühlsamen Frauenroman, son-
dern in erster Linie um einen tendenziösen Prie-
sterroman. Auch die soziale Breite wurde ange-

sprochen als unzureichend. Das Gebotene wird
aber innerhalb seiner eingeschränkten Thematik
intensiv entwickelt. Die kulturkämpferische Ten-
denz ist nur dürftig getarnt, operiert mit abge-
standener, heute überholter Argumentation des
vorigen Jahrhunderts. Der Priesterstand wurde
seit Claríns Unternehmen von Autoren wie Bern-
hart, Camus, Bernanos, Greene und Marshall mit
feinerer Sonde und tieferen Einblicken erforscht
und vorgestellt, auch als menschliche Herausfor-
derung und Idealbewährung wesentlicher über-
prüft. Der Epilogist Fries hat in seiner Lope-
Biographie (Insel-Verlag, 1977) Ähnlichkeit und
Gegensätzlichkeit von irdischer und himmlischer
Liebe im Dichterleben des großen Dramatikers
nachgespürt. In diesem Buch war der Dramatiker
des Barock dem Romancier der Spätaufklärung
deutlich überlegen. *Franz Niedermayer*

¹ Clarín: Die Präsidentin. Roman. Frankfurt: Insel
1985. 864 S. Lw. 48,-.

Rettung vor der Geschichte

Das Stichwort „Geschichte“ ruft selbst heute
leicht Fragezeichen wach; da ist dann vom „Ge-
heimnis“ oder vom „Rätsel“ die Rede. „Es geht ja
offenbar wirklich über unseren menschlichen
Horizont, zu begreifen, was Geschichte eigent-
lich ist“ (337), so sagt es G. Krüger. Der Band
unter dem Titel „Vom Sinn und Unsinn in der
Geschichte“¹ drückt es auf seine Weise in dieser
Überschrift aus. Er gehört als Quellenband 4 in
die „Enzyklopädische Bibliothek: Christlicher
Glaube in moderner Gesellschaft“, so daß sich
sofort fragen läßt, ob hier die Geschichte mehr
dem christlichen Glauben oder mehr der moder-
nen Gesellschaft oder aber beiden zugeordnet ist.
Eine Antwort fällt nicht leicht, weil die hier
gesammelten Texte und Aussagen, besser wohl:
Zitate, vielfach von ihrer ursprünglichen Zuor-
dnung nichts mehr verraten und auch untereinan-
der höchst verschieden sind; Vergleich fällt da
ebenso schwer wie beurteilende Folgerung. Doch
offensichtlich liegt auch mehr an der Sache selbst,
wenngleich so gesehen sowohl Sinn bzw. Unsinn
wie auch Geschichte als Sache angesehen werden
kann.

Was der Titel offenläßt, klärt sich beim Über-
blick über die Themen der neun Kapitel, die
jeweils aus einer Einleitung des Bearbeiters und
aus einer mehr oder minder großen Sammlung
von Texten bestehen. Zunächst geht es um „Zwie-
spältige Erfahrungen“ (17–48), dann um die
„Entdeckung der ‚wahren Geschichte‘“ (49–100),
anschließend um die „wirkenden Kräfte“
(101–150), weiter um „Figuren“ (151–185). Die
Mitte der Sammlung heißt „Wenn der Mensch
seiner Geschichte gegenübersteht“ (187–223), es
folgen „Horizonte“ (225–272) und „Wir fangen
erst an... Weltgeschichte als Menschheitsge-
schichte“ (273–300), danach „Geschichte und
Wahrheit“ (301–338) und schließlich „Die Ge-
schichte Gottes selbst“ (339–349). Eingerahmt ist
die Sammlung vom Vorwort (13–15) und vom
Quellenverzeichnis (350–364) sowie einem Ver-
zeichnis der Autoren (365–367).

Der auf dem Schutzumschlag angekündigte
„Essay“, der auch für die anderen vergleichbaren
Bände dieser Bibliothek charakteristisch sein soll,
ist hier durch die Einleitungen zu den genannten
Kapiteln ersetzt. Sie machen alles in allem ein